

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftsjahr 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Tageskalender.

Im Ruhrgebiet forderte Guó die Arbeiter zum Weiterstreiken auf. (Siehe Politische Uebersicht)

In Petersburg kam es zu neuen Zusammenstößen, ebenso in Warschau, Lodz und Sosnowice. (Siehe Die Revolution in Rußland.)

Im Reichstag wurde die Beratung der Handelsverträge fortgesetzt. (Siehe Deutsches Reich und Reichstag.)

Streiklehren.

Leipzig, 11. Februar.

Wie vom Jahre der Crimmitschauer Streik, so hat auch der Ausstand der Bergarbeiter im Ruhrrevier ein unerwartet schnelles Ende gefunden. Nachdem die Entscheidung gefallen ist, die allein den Streikenden zustand, kann es unseres Erachtens nicht die Aufgabe der Presse sein, sie deshalb zu loben oder zu tadeln. Es ist in hohem Maße begreiflich, daß dies Ende einem großen Teile der Streikenden hart wider den Strich geht, aber wenn die pekuniäre Möglichkeit fehlte, die 200 000 Ausständigen auch nur noch eine Woche zu unterstützen, so werden sich auch die Widerstreibenden, und sei es nur mit dem Entschluß ihres ganzen inneren Menschen, in die Niederlage schiden.

Denn eine Niederlage ist es, und es liegt durchaus im Interesse der Arbeiterklasse, sich darüber nicht zu täuschen. Es mag hämisch gemeint sein und ist in der Tat so gemeint, wenn bürgerliche Blätter spotten, man suche die Niederlage dadurch zu mildern, daß man sie einen Waffenstillstand nenne. Aber ganz ohne Grund ist diese Kritik nicht. Zum Waffenstillstand gehören zwei, allein der Kampf im Ruhrrevier ist nur von einer Seite begonnen und beendet worden. Das Kapital hat sich gar nicht die Mühe einer Verteidigung gegeben, sondern einfach gewartet, bis die Angreifer ihre letzte Kraft ausgegeben hatten. Die Kohlenbarone werden sich heute dazu beglückwünschen, daß ihre Rechnung genau gestimmt hat, und sicherlich wird ihnen die Auffassung fern liegen, als sei ein Waffenstillstand ge-

schlossen worden, nach dessen Ablauf sich das Kriegsglück noch einmal wenden könne. Und wenn man sie mit dieser Vorstellung schrecken will, so wird man nur ihren Hohn erwidern.

Der Verlauf dieses großen Streiks hat ein großes Licht auf die oft erörterte Frage geworfen, ob die gewerkschaftliche Organisation jemals mit der gewaltig anwachsenden Akkumulation und Zentralisation des Kapitals sich in gleichen Schritt entwickeln könne. Es ist klar, daß nach den Erfahrungen der letzten Wochen die pessimistische Verantwortung dieser Frage näher liegt, als die optimistische. Ohne Zweifel kann die Organisation der Bergarbeiter noch wesentlich verstärkt werden — und ihre wesentliche Verstärkung wird ein erfreuliches Ergebnis des eben abgelaufenen Streiks sein —; auch kann eine Ausstandsbewegung von längerer Hand und sorgfamer vorbereitet sein, als diese war, aber die Macht des Kapitals steht auch nicht still, sondern verstärkt sich unaufhörlich. Wenn der gewerkschaftliche Kampf sich in einem Umfange entwickelt, daß eine wöchentliche Streikunterstützung schon Millionen erschleßt, so tritt zwischen seinen wirklichen Kosten und seinen möglichen Gewinnen ein Mißverhältnis ein, das den Blick unwillkürlich auf das politische Gebiet als das entscheidende Schlachtfeld zwischen Kapital und Arbeit lenkt.

Es ist denn auch nicht von ungefähr, daß dieser Niesenstreik die politische Maschine des Klassenstaates sogar in den Händen der bürgerlichen Parteien und ihres Exekutivkomitees, der Regierung, klappen läßt. Die Tatsache hat eine gewisse historische Bedeutung und wird sie auch dann noch behalten, wenn aus diesen gesetzgeberischen Versprechungen nicht viel herauskommen sollte. Wir gestehen gern, in dieser Beziehung keine großen Erwartungen zu hegen. Wenn der Reichskanzler von den ausständigen Arbeitern verlangte, daß sie auf seine und seiner Ministerkollegen schöne Augen hin die Arbeit wieder aufnehmen sollten, so war das eine verzweifelte Naivität, die als solche von den Bergarbeitern ebenso verständiger wie verständlicherweise gar nicht beachtet worden ist. Man kann mit Ehren vor dem Hunger kapitulieren, aber nicht vor einer schlauernden Seifenblase. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß die Verheißungen des Reichskanzlers nicht ehrlich gemeint seien, sondern nur, daß mit solchen noch so ehrlich gemeinten Verheißungen nichts getan ist. Was ist denn aus den kaiserlichen Februarerlassen

geworden, die gewiß ehrlich gemeint waren, oder aus den Verheißungen, mit denen der Bergarbeiterstreik von 1889 beschwichtigt wurde? Die bürgerliche Gesellschaft macht soziale Reformen nur unter dem „Druck von außen“, und der nunmehr beendete Bergarbeiterstreik war ein „Druck von außen“, der ihr schon ein wenig stinke Weine machen konnte. Jedoch sobald der „Druck von außen“ aufhört, hört auch ihr Reformeifer auf; dann kommen tausend Wenn und Aber, und es wäre nicht das erstmal, daß eine Arbeiter schutzaktion als eine Arbeiter tr u x aktion endete.

Man braucht nur die bürgerliche Presse anzusehen, die trotz ihrer von ihr selbst vielgerühmten Sympathie für die Bergarbeiter das Ende des Streiks mit einem tiefen Aufatmen begrüßt, als wäre ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Noch bekundet sie ihren guten Willen, den sie auch nie zu bekunden aufhören wird, aber je mehr sie den Schrecken aus ihren Gliedern schwinden fühlt, desto bescheidener wird ihre Auffassung dessen sein, was sie die „berechtigten“ Forderungen der Bergarbeiter nennt. Das müßte man nicht hundertmal erlebt haben, wenn man an dieser Entwicklung der Dinge zweifeln wollte. Ganz ähnlich steht es mit der Regierung, die sich übrigens auch, wenn sie sonst will, den Luxus einer außergewöhnlichen Reformtreudigkeit leisten kann, da sie ganz sicher sein darf, von dem preussischen Landtage auf das von Geldsackgnaden erlaubte Maß reduziert zu werden.

Aber trotz alledem bleibt es eine Tatsache von historischer Bedeutung, daß die streikenden Bergarbeiter die herrschenden Klassen gezwungen haben, im Interesse des Proletariats zur Rinde der Gesetzgebung zu greifen. Es ist der einzig sichere Weg, der Macht des Kapitals bezukommen, und die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter kann immer nur halbe Arbeit machen, wenn sie sich nicht auf ihre politische Organisation zu stützen vermag.

Insofern steckte selbst in der verzweifeltsten Naivität des Grafen Bälou ein guter Sinn, als er den Bergarbeitern sagte: Laßt eure rein gewerkschaftlichen Anstrengungen, nur die Politik kann euch helfen. Es kommt darauf an, daß die Arbeiterklasse ihre Politik selbst macht; dann ist der Hebel an die wuchtende Masse des Kapitals gesetzt, die sonst nicht zu bewegen ist.

Organisierte Arbeiter, gedenket der notleidenden Bergarbeiter!

Seuilleton.

Das schlafende Heer.

Roman von C. Wiebia.

(Nachdruck verboten.)

Seit er ihr gesagt hatte vom Widerstand des Vaters, mied sie ihn. Viele Male war er nach der Försterei geschlichen, immer hieß es: die Stasia ist nicht zu Haus! Ei, wo war sie denn? Arglos hatte er zuerst auf ihre Heimkehr gewartet, aber sie kam und kam nicht. Da merkte er endlich, sie war wohl daheim, sie wollte sich nur nicht sehen lassen. Manchen Abend, wenn alles längst schlief, lief er nach hin bis zur Moortwiese, aus deren Saftgrün jetzt weiße Dünste stiegen und sich zu Nebelgestalten mit winkenden Armen verdichteten. Drüben, ach drüben, auf Aufweide nah, wohnte das Mädchen! Aber wie er auch lockend pfiß und lauter und immer lauter den geliebten Namen rief, nur das Zerlicht tauchte aus dem Sumpf und zeigte dem Sehnsüchtigen sein unstilltes Klammchen.

Nach vom kalten Nachtau schlich dann der enttäuschte Bursche heim; leise, die Schuhe in der Hand, schlüpfte er an der Stube vorbei, darin die Seinen schliefen.

Aber eine im Hause hörte ihn doch; die hatte wach gelegen, bis er heimkam.

O, daß er nicht immer zu der Sumpfwiese ginge, zu dem unheimlichen „Lupadlo“! Sie ängstigte sich deswegen, wußte sie doch, daß dort, wo es heißt: „Hier ist untergegangen“, einst ein Haus gelegen hatte mit Garten und Aker; Gottlose hatten darin gewohnt, und zur Strafe waren sie verjunkt mit Sab und Gul. Nun zeigte sich hier die verdammte Seele, die Heze, das Zerlicht, das

nachts auf einem Rade fährt und solche, die ihm folgen, zur Hölle lockt.

„Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!“ Dreimal schlug Michalina das Kreuz. „Heilige Mutter, laß ihn nicht folgen!“

Wie ein treuer Haushund ging die Magd dem Sohn ihres Herrn nach.

Jetzt war die Arbeit hart und der Ansiedler oft wenig zufrieden. Bräuer hatte keine guten Ernteausichten; für den schweren Boden war die andauernd trockene und heiße Witterung wohl ganz nützlich, aber für die vielen Sandstellen, die er im Aker hatte, taugte die Dürre nicht. Auch die Moorstrecken waren hart geworden wie getrockneter Torf. Er war ganz außer sich; also dafür war man hierher gekommen ans Ende der Welt, um immer noch zuzusehen anstatt zu gewinnen?! Der Valentin war auch so faul, so lässig in der Arbeit, als ginge ihn alles gar nichts an. Womöglich würde man noch einen Knecht nehmen müssen oder fremde Logelöhner — aber man kriegte ja nicht einmal solche! Was nur in dem Jungen steckte? Mack hatte der gar keins mehr in den Knochen. Die Arbeit, die ihm sonst nur so von der Hand geflogen war, schlich jetzt; er, der sonst für drei geschafft, mußte sich jetzt überall von der Magd helfen lassen. Ein Blick, daß die Dirne so willig war! Morgens war sie am frühesten auf, abends am spätesten zu Bett. Aber dann schlief sie auch — nicht zum Erwachen — und das Essen schmeckte ihr, es war ein Spaß! Nur um das Pläster zu haben, ihre weißen Hände einzuwaschen, hieß der Dienstherr sie mit am Tisch essen; sonst gehört sich der Dienstherr in die Küche.

Michalina empfand es, daß man sie so ehrte. Oft, wenn sie mit der Frau allein war, rührte sie heimlich, wie lieblosend, an deren Kleid. Jetzt konnten sie sich beide ganz gut verständigen, und es geschah nicht selten, daß Frau Kettchen ihrer Sorge um den Sohn der Magd gegenüber Worte ließ. Dann schaute diese ganz traurig drein,

schlug das Kreuz und flüsterte: „Hat er sich Gere gesehen auf Rad! Zerlicht böses, o weh! Muß Pani dem Probozecz sagen, daß er lieft Wesse!“ —

Frau Kettchen war wohl früher schon in der Propstei gewesen, heute ging sie zum erstenmal wieder hin seit ihrem Krankenfin. Die Magd hatte ihr versprochen, das Haus zu hüten, da konnte sie sicher sein, es war gut versorgt. Es war Sonntag nachmittag. Langsam wanderte sie durch die reisenden Felder, der Wind spielte mit den Windebändern ihres Gutes und mit dem Zipfel ihres Umschlagetuches. Die Sommerlütchen waren lustig, aber ihr Herz blieb schwer. Sie hatte sich schwarz angetan wie zum festlichsten Betgang.

Leise Klänge kamen mit dem Wind; sie hörte ein Rauschen in der Luft und ein Summen wie von fernen Kirchenglocken. Ach, waren das die Glocken des großen Domes, die man weit hin hört im rheinischen Land? War es das Rauschen des Stromes, an dem die glückliche Heimat lag? O nein, nur endloses Korn sählig im Wind Wellen, und emsige Bienen surkten über der Thymian am Wegrain! Der Dom und der Rhein waren so fern — und das Glück auch!

Gorch — es waren aber doch Kirchenglocken! Die einsam Wandelnde blieb stehen. Nebers Windrauschen und Insektengehumme hinweg rief deutlich die kleine Glocke der schwarzen Holzkirche von Pocielcha-Dorf, und die Bergagte nahm ihr Herz in beide Hände und trugs eilig hin zum tröstenden Altar.

Frau Kettchen hatte erst andächtig der Besper beigewohnt — daß sie nicht alles verstand, daran war sie jetzt längst gewohnt, sprachen denn nicht auch im rheinischen Dom die Priester Latein? — danach klingelte sie an der Propstei.

Piotr Stachowial war allein zu Haus, der Vikar war noch nicht aus der Kirche zurück, aber der würde gleich kommen. Piotr Stachowial selber besuchte sich nicht mehr;